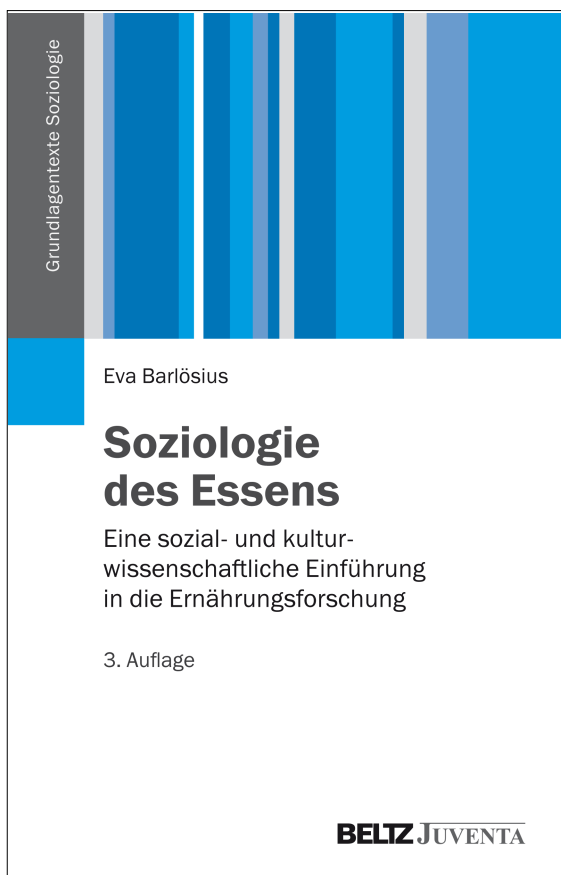




Leseprobe aus: Barlösius, Soziologie des Essens, 3., durchgesehene Auflage

ISBN 978-3-7799-2618-4 © 2016 Beltz Verlag, Weinheim Basel

<http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-7799-2618-4>

1. Einleitung: Gesellschaften sind so, wie sie essen

Nahrung ist der Anfang von allem. Menschen müssen sich ernähren, und das Nahrungsbedürfnis haben Menschen vor allen anderen Nöten und Wünschen zu befriedigen. Es ist das erste Bedürfnis, das nach der Geburt *gestillt* werden muss, und gefüttert zu werden ist die erste soziale Situation, die ein kleines Kind erlebt. Auch in der Geschichte der Menschheit war ausreichendes Essen das erste, wofür Menschen zu sorgen hatten. Der täglich wiederkehrende Zwang, sich um die Nahrung zu kümmern, ist der Anlass stetigen Arbeitens und der Ursprung allen Wirtschaftens. „Aus dem Schoße der instinktgebundenen reaktiven Nahrungssuche“ stamme „die Entfaltung des rationalen Wirtschaftens“ und des rationalen Handelns überhaupt, war Max Weber überzeugt (Weber 1980: 35).

Leben, physisches wie gesellschaftliches, beginnt also mit dem Nahrungsbedürfnis. Wie es befriedigt wird, gibt Auskunft über grundlegende soziale Strukturen. *Gesellschaften sind so, wie sie essen*, kann man in Abwandlung des bekannten Spruchs: „Der Mensch ist, was er isst“, formulieren. In diesem Lehrsatz fasste Ludwig Feuerbach in der Mitte des 19. Jahrhunderts seine rein materialistische Betrachtung aller Lebensprozesse zusammen. Wird er heute zitiert, dann selten, um Feuerbach darin zuzustimmen, dass der Mensch nur aus dem bestehe, was er über die Nahrung zu sich nimmt. Vielmehr wird er gebraucht, um darauf aufmerksam zu machen, dass Nahrung in viele, in die meisten Dimensionen menschlichen Lebens hineinwirkt: körperliche, psychische, soziale, wirtschaftliche und politische.

Der *Körper* lässt uns täglich spüren, dass er Nahrung braucht, und diese materialisiert sich in seiner Physis und prägt sein Aussehen. Auch für die *psychische* Befindlichkeit ist Essen zentral: Lust- und Nahrungsbefriedigung sind eng miteinander verbunden, und die Beziehung des Säuglings zu den ihn versorgenden Personen gilt als besonders wichtig für seine gesamte weitere psychische Entwicklung. Integrieren und vergemeinschaften sowie differenzieren und ausgrenzen, diese beiden zentralen *sozialen* Prozesse sind in der Tischgemeinschaft so zu einer Institution zusammengefasst, dass darin ursprünglich die gesamte soziale Ordnung repräsentiert war. Eine ungenügende oder unsichere Nahrungsversorgung hemmt nicht nur die *wirtschaftliche* Entwicklung, sie setzt gesellschaftlichen Entwicklungsmöglichkeiten Grenzen. Bei der *Politik* steht wohl eher Macht und nicht Nahrung am Anfang, aber politische Systeme sind nur dann stabil, wenn die Bevölkerung mit ausreichender Nahrung versorgt ist. Nahrungssicherung gehört

deshalb unabdingbar zur politischen Machterhaltung und bildet eine der ältesten Legitimationsquellen von Herrschaft.

An vier Aspekten soll exemplarisch die herausragende Wichtigkeit des Essens dargestellt werden: an dem behaupteten Zusammenhang von Bevölkerungswachstum und Nahrung, dem Teilen der Nahrung als Ausdruck und Ergebnis sozialer Ungleichheit, den Hungerunruhen, hinter denen sich häufig die Forderung nach sozialer Gerechtigkeit verbirgt, und der Utopie vom Schlaraffenland, die Befreiung von Arbeit und Not verspricht.

Bevölkerungswachstum und Nahrung

Darüber, dass Nahrungsspielraum, Bevölkerungsgröße und gesellschaftliche Entwicklung in der Geschichte der Menschheit lange Zeit – in Europa bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts – aneinander gekoppelt waren, besteht im Allgemeinen wissenschaftlicher Konsens. Er basiert im Wesentlichen auf zwei Annahmen, die so tief im wissenschaftlichen Diskurs verankert sind, dass sie, ohne ihre Richtigkeit zu überprüfen, argumentativ verwendet werden.

Die erste Annahme geht auf Thomas Malthus zurück, der um 1800 ein Modell des Bevölkerungswachstums entwickelte, das bis heute das sozial- und biowissenschaftliche Denken stark beeinflusst.¹ Malthus' These war, dass die Bevölkerung schneller wachse als das Angebot an Nahrungsmitteln, woraus sich ein Missverhältnis von Bevölkerungsgröße und Nahrungsspielraum begründe, welches innerhalb von wenigen Generationen zu verheerenden Hungerkrisen führen würde.² Bevölkerungsgröße und Nahrungsmittelmenge sollten sich in einem „mechanischen Gleichgewicht“ (Sen 2000: 197) befinden, ansonsten seien Not und Mangel unausweichlich. Die Gleichung zwischen Nahrungsspielraum und Bevölkerungsgröße war, als Malthus sie aufstellte, bereits überholt, da durch neue Anbau- und Düngemethoden die landwirtschaftliche Produktivität bereits so gesteigert worden war, dass einfache mathematische Formeln nichts erklärten. Möglicherweise traf sie so schlicht, wie Malthus sie berechnete, niemals zu (vgl. Sen 2000: 248).

1 In seinem berühmten „Essay on the Principle of Population“ von 1798 kritisierte Malthus die britische Armengesetzgebung, mit der die staatliche Verantwortung für das Existenzminimum – insbesondere für eine ausreichende Nahrung – anerkannt wurde. Er erklärte Hungerkrisen, obgleich sie offensichtlich sozial verursacht waren, als naturbedingt: Die wachsende Zahl der Menschen übersteige die natürlich vorhandenen Subsistenzmittel. So stellte er fest: „Das Glück eines Landes hängt letztlich nicht von seiner Armut oder seinem Reichtum ab, ob es jung oder alt ist, von dem Umstand, ob es dünn oder dicht besiedelt ist, sondern von der Geschwindigkeit, mit der sich die jährliche Zunahme an Nahrungsmitteln der jährlichen Quote eines uneingeschränkten Bevölkerungswachstums nähert ...“ (Malthus zitiert nach Ehlers 1983: 17)

2 Der Grund dafür sei, dass die Bevölkerung in geometrischer Progression wachse (1:2:4:8:16 ...), das Nahrungsangebot aber nur in arithmetischer Reihenfolge (1:2:3:4 ...) (vgl. Ehlers 1983: 17).

Von der ersten Annahme der Verknüpfung von Bevölkerungsgröße und verfügbarer Nahrungsmenge kann die zweite abgeleitet werden. Sie unterstellt, dass sich die Menschen in ihrer Geschichte immer dann um eine effektivere Lebensmittelbeschaffung bemühten, wenn ein gestiegener Bevölkerungsdruck und ein dadurch verursachter Nahrungsmangel sie dazu zwangen. Behauptet wird weiterhin, dass erst dann, als es möglich war, größere Nahrungsmengen zu konservieren, die Voraussetzungen für Entwicklungen gegeben waren, die mit Zivilisation, Urbanisierung, ökonomischer Arbeitsteilung und sozialer Ungleichheit assoziiert werden (vgl. Miller/Wetterstrom 2000: 1126). Bis in die frühe Neuzeit wäre gesellschaftlicher und kultureller Wandel hauptsächlich durch neue Formen der Lebensmittelbeschaffung angestoßen worden und hätte nur eine geringe Eigendynamik entfalten können.

Obwohl sich das Modell von Malthus bereits zu seiner Zeit als wenig geeignet erwies, gesellschaftliche Entwicklungspotenziale zu prognostizieren, und auch die zweite Annahme sich in vielen Studien als zu schlicht erwies, wurden beide Feststellungen immer wieder und werden in ähnlicher Art noch heute in der wissenschaftlichen Argumentation eingesetzt – allerdings nun zumeist in umgekehrter Weise. Selten werden sie dazu verwendet, zukünftige Wachstumsgrenzen aufzustellen, sondern dazu, die Übergänge von einer Produktionstechnik zu einer anderen zu erklären (vgl. Sieferle et al. 2008) oder den Zeitpunkt zu bestimmen, ab dem die gesellschaftliche Entwicklung nicht mehr oder zumindest nicht mehr grundlegend durch natürliche Zwänge und Begrenzungen – insbesondere den Nahrungsspielraum – gehemmt wurde und Geschichte deshalb als Gesellschaftsgeschichte rekonstruiert werden kann.

So wird der Ursprung des Ackerbaus – also der Übergang vom Jagen, Sammeln und Fischen zur stetigen und geplanten Landbewirtschaftung – damit erklärt, dass in der Zeit von 9000 bis 2000 v. Chr. die Menschen bereits alle natürlich vorhandenen und geschmackvollen Nahrungsmittel nutzten.³ Starker Bevölkerungsanstieg, eine zuvor noch nie erreichte Bevölkerungsdichte und eine ökologische Überbeanspruchung der natürlich gegebenen Nahrungsreserven nötigten die Menschen, sich weitere, nicht natürlich vorhandene Quellen zu erschließen, da die durch Jagen, Sammeln und Fischen gewonnenen Kalorien nicht mehr ausreichten. Nur zu dem Zweck, sich zusätzliche Nahrungskalorien zu beschaffen, begannen die Menschen mit einer geplanten und gerichteten Erzeugung von Lebensmitteln: dem Landbau. Der Ackerbau verminderte und erleichterte keineswegs die Arbeit der Nahrungsversorgung. Durch Landbearbeitung wurden auch keine physiologisch günstigeren oder geschmackvolleren Lebensmittel produziert oder gar eine sicherere, weil von den natürlichen Bedingungen wie

3 Neuerdings wird behauptet, dass der Übergang bereits 10000 bis 7000 v. Chr. begann. Dies ändert aber nichts an der Argumentation (Miller/Wetterstrom 2000).

dem Klima unabhängige Nahrungsbeschaffung erreicht. Ihr hauptsächlichster Vorteil bestand darin, mehr Kalorien pro Land und Zeit zu liefern, wodurch es möglich wurde, eine größere Bevölkerung zu ernähren.⁴ Mit dem Landbau wurde deshalb nur dort begonnen, wo Bevölkerungsdruck oder ökologische Überstrapazierung dies erzwingen (vgl. Cohen 1977: 15; Cohen 2000: 64).

Zum Beleg dafür, dass die Loslösung der Bevölkerungsgröße vom Nahrungsspielraum wissenschaftlich genutzt wird, um den Zeitpunkt anzugeben, ab dem Nahrung – allgemeiner gesprochen: die Natur – nicht mehr die Gesellschaftsgeschichte hemmte, sollen einige prominente Beispiele zitiert werden. Max Weber hob hervor, dass „der Druck der Not bei zunehmender absoluter oder (regelmäßig) relativer Enge des Versorgungsspielraumes“ Rationalisierungsprozesse stets verhindert hat (Weber 1980: 35). Wenn man sich vergegenwärtigt, welche Bedeutung Max Weber Rationalisierungsprozessen für die Entfaltung der okzidentalen Kultur beimaß, dann wird deutlich, dass für ihn der enge Nahrungsspielraum gesellschaftliche Entwicklungen bremste. Auch Gustav Schmoller wies in seinem Buch „Die soziale Frage: Klassenbildung, Arbeiterfrage, Klassenkampf“ auf den Zusammenhang von Bevölkerungsgröße und einer ausreichenden Versorgung hin. „Die soziale Frage wuchs teilweise seit dem 16. Jahrhundert, mehr seit 1750. Sie war fast überall seither über ihren Nahrungsspielraum hinausgewachsen.“ (Schmoller 1918: 38) Erst nachdem Hunger nicht mehr als natürlich bedingt, sondern als sozial verursacht angesehen wurde, wurde er auch als „soziale Frage“ politisch skandalisiert und wissenschaftlich untersucht. Ein jüngeres Beispiel ist Hans-Ulrich Wehlers großes Werk „Deutsche Gesellschaftsgeschichte“ (Wehler 1987). Ab wann wird Geschichte zu einer im Wesentlichen gesellschaftlich gemachten Geschichte? Als die Bevölkerung „in ihrer materiellen Existenz“ nicht mehr wie „seit alters her, erst recht, wenn sie plötzlich anwuchs, von der Qualität des Nahrungsspielraums ab(hing)“, lautet Wehlers indirekte Antwort (Wehler 1987: 8). Mit welcher Epoche beginnt er dementsprechend seine Gesellschaftsgeschichte? Mit der Mitte des 18. Jahrhunderts, als die „älteren generativen Strukturen, die auf einem soziokulturell ausbalancierten und herrschaftlich gesteuerten Verhältnis von Nahrungsspielraum und Bevölkerungsgröße beruht hatten, ... zunehmend in Frage gestellt, ja vielerorts bereits gesprengt worden“ waren (Wehler 1987: 8).

Ob und bis wann die relative Enge des Nahrungsspielraums tatsächlich gesellschaftliche Entwicklungsmöglichkeiten beeinträchtigte und so die „viele materielle“ eine eigenständige, von der Natur emanzipierte Gesellschaftsgeschichte hemmte, kann hier nicht endgültig entschieden werden. Beispiels-

4 Vermutlich verringerte sich damit die Kleinkindsterblichkeit, da die Kinder nun Getreidebreie erhielten und nicht mehr durch überlanges Stillen unterversorgt waren, wodurch sich der Bevölkerungsdruck weiter erhöhte (Cohen 2000: 69).

weise bezweifelt Massimo Montanari in seiner „Kulturgeschichte der Ernährung in Europa“, dass es jemals eine „unmittelbare Beziehung zwischen demographischer Überlastung und Ernährungsbedingungen gegeben“ hat (Montanari 1993: 12). Abgesehen von derart grundsätzlichen Zurückweisungen sind mindestens drei Prozesse zu unterscheiden: erstens langfristige Prozesse wie der Übergang vom Jagen, Sammeln und Fischen zur Landbewirtschaftung, der offenbar durch einen Bevölkerungsanstieg motiviert war, zweitens kurzfristige, natürlich bedingte Hungerkrisen, ausgelöst z.B. durch Ernteausfälle, und drittens Hungersnöte, die gesellschaftlich zu verantworten sind. Vieles spricht außerdem dafür, dass viele kurzfristige Hungerkrisen, die scheinbar natürlich bedingt waren, weniger durch Produktionsgrenzen als vielmehr in der großen Mehrzahl durch soziale und ökonomische Prozesse ausgelöst wurden (vgl. Sen 2000).

Teilen der Nahrung und soziale Ungleichheit

An den ersten Aspekt, dem Zusammenhang von Nahrung und Bevölkerungsgröße, gedacht als natürliches Verhältnis, schließt sich der zweite an: das Teilen der Nahrung als Ergebnis und Ausdruck sozialer Ungleichheit. Die Annahme eines naturbedingten Nahrungsspielraums lässt meistens unberücksichtigt, dass das Zuteilen von Nahrung und die Möglichkeit, darüber zu verfügen, immer auf einem sozialen Akt basieren. Um Not und Hunger zu erklären, genügt es deshalb nicht, vermeintlich natürlich entstandene Krisen in den Blick zu nehmen und auf fehlende Nahrungsmittel zu verweisen. Indem in der Wissenschaft mehr mit Kategorien des „Vorhandenseins“ als mit solchen des „Verfügen-Könnens“ argumentiert wird, tendiert sie dazu, Hungersnöte nur als Laune der Natur und nicht in gleicher Weise als Symptom für soziale Ungleichheiten und politische Ungerechtigkeiten zu interpretieren (vgl. Sen 1982: 8). Für die meisten Hungersnöte gilt, dass sie seltener durch eine insgesamt zu geringe Versorgung mit Nahrung ausgelöst wurden als vielmehr dadurch, dass die vorhandenen, oft für die gesamte Bevölkerung ausreichenden Lebensmittel sozial ungleich verteilt wurden. Dazu gehört auch eine herrschaftlich oder ökonomisch erzwungene Art der Landbewirtschaftung, die einer optimalen Versorgung der Bevölkerung zuwiderlief und stattdessen an den Esswünschen sozial Privilegierter und politisch Herrschender orientiert war.⁵ Dies gilt beinahe unverändert für die Gegenwart, nur dass diese Ungleichverteilung weniger innerhalb einer Gesellschaft, sondern zwischen räumlich entfernten Gesellschaften stattfindet.⁶

5 Beispielsweise wurde Viehwirtschaft betrieben statt Getreide anzubauen, obwohl letzteres wesentlich mehr Kalorien lieferte. In ähnlicher Weise gilt dies heute für schwächere Ökonomien, die von stärkeren dazu gezwungen werden, Viehfutter anzubauen, um damit den hohen Fleischkonsum der reichen Länder zu befriedigen, statt Lebensmittel für den Eigenbedarf zu produzieren.

6 Dazu gehört die Produktion von Futtermitteln oder Bioenergie in armen Ländern für Konsumbedürfnisse der reichen Länder, womit einhergeht, dass für den Eigenbedarf zu wenig Nahrungsmittel erzeugt werden.

Weiterhin ist überall und immer wieder zu beobachten, dass selbst in größten Mangelsituationen sozial bevorzugte Gruppen sich ausreichend versorgen können, teilweise selbst ihre Vorlieben nicht aufgeben müssen. Versorgungsmangel und auch der sogenannte „Nahrungsspielraum“ sind deshalb immer daraufhin zu untersuchen, inwieweit sie durch soziale Anspruchsrechte und politische Herrschaftsverhältnisse bedingt waren (Sen 1982).

Das „Verfügen-Können“ über Nahrung ist somit nie ausschließlich natürlich, sondern immer auch sozial bedingt, und zwar nicht erst seit dem Übergang von der Jäger-Sammler-Fischer- zur Agrargesellschaft. Das Zerlegen und Teilen des erjagten Tieres repräsentiert geradezu das Sinnbild dafür, dass die Zuteilung der Nahrung ein soziales Verhältnis begründet. Im Teilen des Fleisches verbinden sich zwei zentrale, sich tendenziell widersprechende gesellschaftliche Prozesse: die Stärkung des Gruppenzusammenhalts und die Schaffung sozialer Differenzen. Die knappe, hochwertige Nahrung Fleisch wird an alle Mitglieder der Lebens- und Wirtschaftsgemeinschaft verteilt, wodurch die soziale Zusammengehörigkeit materiell und auch symbolisch gefestigt wird. Das Portionieren des Fleisches erfolgt aber nach hierarchischen Regeln. Nicht alle Gruppenmitglieder erhalten ein gleich großes und gleichwertiges Stück: Gemäß ihrer sozialen Position bekommen sie eine große oder kleine, eine wohlschmeckende oder weniger gut schmeckende, eine nahrhafte oder weniger gehaltvolle Portion. Die sozialen Rangunterschiede innerhalb der zusammen lebenden und wirtschaftenden Gemeinschaft spiegeln sich darin wider, wie die gemeinsam gewonnene Nahrung aufgeteilt wird.

Die Regeln der Nahrungsdistribution integrieren und differenzieren die Gruppenmitglieder, und in ihnen ist das soziale Gefüge in der Gesamtheit repräsentiert. Zu einer sozialen Institution sind diese Regeln in der Tischgemeinschaft zusammengefasst. In ihr sind die beiden sozialen Prozesse – Integration und Differenzierung – so eng miteinander verbunden, dass ihre Widersprüchlichkeit kaum mehr bewusst wird. Baudy geht so weit, anzunehmen, dass „die Tischordnung“ das „Urmodell der Kultur schlechthin“ ist und „das soziale Gefüge zusammen mit der Distribution der Nahrung entstanden“ ist (Baudy 1983: 134).

Die Nahrungsregeln verhindern, dass die Verteilung „mit roher Gewalt“ durchgesetzt wird, und garantieren, dass auch Schwächere Nahrung erhalten. Diese Regeln enthalten moralische Vorstellungen vom „gerechten Tausch“ und beugen so Streit, Kampf und Anomie vor. Die Distributionsregeln wurden bereits in der griechischen Antike als die „entscheidende zivilisatorische Errungenschaft“ angesehen, die „den Menschen von den wilden Tieren unterscheidet“ (Baudy 1983: 133). Die Zivilisierung des Essens, die Überführung des natürlichen Nahrungsbedürfnisses in eine kulturelle und soziale Angelegenheit, wird oft als Beginn der menschlichen Zivilisierung insgesamt angesehen.

Die ungleiche Verteilung von Nahrung ist der Grund dafür, dass Lebensmittel zu unterschiedlichen Speisen verarbeitet werden, woraus die Vielfalt der Küchen resultiert. Auch hier spiegelt sich der hierarchische Aufbau der Gesellschaft wider. In Gesellschaften mit gering ausgeprägten sozialen Ungleichheiten gibt es zumeist nur wenige Küchen, deren Unterschiedlichkeit auf vertikalen sozialen Ungleichheiten basiert. In solchen Gesellschaften werden häufig nur Alltags- und Festtagsküchen, geschlechts- oder altersspezifische Koch- und Essstile unterschieden. Dass alle beinahe das Gleiche kochen, essen und mögen, ist ein wichtiges Instrument, soziale Differenzierungsbestrebungen zu verhindern und sich gegenseitig soziale Gleichheit und Ebenbürtigkeit anzuerkennen (Goody 1982).

Eine Gleichheit der Küchen lässt sich nur noch für wenige Gesellschaften, meist Stammesgesellschaften, beobachten. Eine Stammesgesellschaft, für die dies heute noch zutrifft und eine enorm stabilisierende Wirkung auf die gesamte Lebens- und Wirtschaftsweise hat, ist die der Tuareg in Nordafrika. Sie bereiten tagtäglich einen Hirsebrei zu und sind sich einig, dass es eine wohlschmeckendere Speise nicht gibt. Speisenvielfalt, in sozial stark differenzierten Gesellschaften Ausdruck für gesteigerten Essgenuss, beurteilen sie als überflüssige Suche nach der einzigen vollkommenen Speise, von der sie meinen, sie bereits gefunden zu haben (Spittler 1989). In ständisch gegliederten Gesellschaften oder in Klassen- und Schichtgesellschaften werden dagegen so viele Küchen zubereitet, wie Gruppen sozial differenziert werden – z. B. eine aristokratische, eine bürgerliche und eine bäuerliche Küche. Die einzelnen Zubereitungsweisen sind mit kulturellen Merkmalen assoziiert, die als typisch für einen Stand, eine Klasse oder eine Schicht gelten. In solchen Gesellschaften kann die soziale Position einer Person daran abgelesen werden, was, wie viel, mit wem und wie er oder sie isst (vgl. Bourdieu 1984). Die Hierarchie zwischen den Ständen, Klassen, Schichten oder Milieus erhält ein kulinarisches Gegenüber: eine Stufenleiter der Küchen (vgl. Counihan 2000: 1514).

Sozialer Protest gegen die bestehende soziale Hierarchie und gegen als ungerecht wahrgenommene soziale Ungleichheiten wurde traditionell oftmals durch die Weigerung, den sozial zugewiesenen Essstil zu praktizieren, und durch die kulturelle Abwertung der herrschaftlichen Küche artikuliert. Ein Beispiel dafür waren die Pythagoreer, die das griechische Opfermahl ablehnten und sich stattdessen vegetarisch ernährten. Damit stellten sie das „zentrale Symbol der Einheit der Polis“ und den davon hergeleiteten Gesellschaftsvertrag in Frage (Eder 1988: 204).

Hungerunruhen und soziale Gerechtigkeit

Das Recht auf Nahrung, die das Überleben sichert, scheint „ein nahezu universaler und selbstverständlicher Anspruch zu sein“ (Gailus/Volkmann 1994: 14). Ist eine ausreichende Ernährung nicht mehr garantiert, verliert jede Art von Herrschaft ihre Legitimität und wird instabil. Aber auch ande-

re, nichtherrschaftliche Beziehungen, solche, die vergemeinschaftend wirken, wie familiäre, freundschaftliche oder genossenschaftliche, büßen ihre soziale Verbindlichkeit ein, wenn die Nahrung nicht mehr miteinander geteilt wird und der „copain“, „der, mit dem man sein Brot teilt“, dem Hunger überlassen wird. Margaret Mead hat darauf aufmerksam gemacht, dass, wenn die familiäre Verantwortung, für ausreichend Nahrung zu sorgen, auf die Herrschaft übertragen wird, dieser oftmals eine geradezu kindliche Zuneigung entgegengebracht wird: „Whenever a people feels that its food supply is in the hands of an authority, it tends to regard that authority as to some degree parental.“ (Mead 1943: 619)

Weil das Recht auf Nahrung (Right to Food)⁷ ein selbstverständlicher Bestandteil aller sozialen Beziehungen ist, in die gegenseitige Verpflichtungen eingelassen sind, gilt es im Allgemeinen als legitim, gegen eine ungenügende oder mangelhafte Versorgung zu protestieren. Dies gilt selbst für asymmetrische Machtbeziehungen. Die Pflicht zur Subsistenz und das Recht auf Widerstand, wenn diese Pflicht nicht erfüllt wird, gehören zusammen. Hungerrebellionen und -unruhen sind deshalb ein gesellschaftlich und politisch akzeptiertes Instrument, Widerstand und Druck auf die Obrigkeiten auszuüben, um von ihnen Nothilfemaßnahmen zu erzwingen. In diktatorischen Herrschaftsverhältnissen ist der Hungerprotest häufig das einzige Mittel zu widersprechen, ohne massive Sanktionen fürchten zu müssen.

Hinter dem Kampf um bessere Nahrung verbarg sich daher oftmals ein sozialer Protest, der über das bloße Subsistenzrecht hinausreichte und in dem allgemeinere Vorstellungen von Recht und Gerechtigkeit artikuliert wurden. Vermutlich drückten sich in den Hungerunruhen häufig Forderungen nach sozialer Gerechtigkeit aus, bevor diese abstrakt formuliert wurden. Der Kampf um Nahrung ist deshalb ein „ungewöhnlich aussagekräftiger Kristallisierungspunkt im Beziehungsgefüge ökonomischer Prozesse, sozialer Zusammenhänge und politischer Machtverhältnisse“ (Gailus/Volkman 1994: 10). Max Weber wies darauf hin, dass „der Kampf um Nahrungsmittel“, der in erster Linie der Brotversorgung und dem Brotpreis galt und von der Antike an das ganze Mittelalter hindurch andauerte, die Besitzlosen zusammenscharte und oft ein Motor war, Klassenhandeln zu erzeugen (vgl. Weber 1980: 534).

Wenn das fundamentale Recht auf Überleben und damit verknüpft das Recht auf Widerstand ein wichtiger Ausgangspunkt für die kollektive Selbstorganisation „von unten“ war und im Anschluss an diese Rechte unmittelbar lebenspraktische, nicht abstrakte Begriffe von sozialer Gerechtigkeit entwickelt wurden, dann ist es nicht verwunderlich, dass die Hauptphase der Hungerunruhen in Deutschland die Zeitspanne von 1790 bis 1850 umfasste. In dieser Periode war der „Nahrungsprotest die Hauptform des

7 Das „Recht auf Nahrung“ ist in der „International Covenant on Economic, Social and Cultural Rights“ der Vereinten Nationen garantiert (United Nations 1976).

sozialen Protestes“ (Gailus/Volkman 1994: 14). Es handelte sich um die Kernphase der Transformation von der ständischen zur bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft. Das alte Subsistenzrecht wurde obsolet, und auch die traditionell gegenseitigen moralischen Verpflichtungen des alten Obrigkeitssystems verloren ihren obligatorischen Charakter.

Beim Hungerstreik, der Verweigerung von Nahrung, wird die historisch gewachsene enge Verbindung des Rechts auf Nahrung mit dem Recht zum Protest in umgekehrter Weise eingesetzt. Mit der Weigerung, Nahrung zu sich zu nehmen, wird meist gegen ein als übermächtig wahrgenommenes politisches System protestiert, dem grundsätzliche Ungerechtigkeit vorgeworfen wird. Gegen die staatliche Übermacht meinen sich die Hungerstreikenden nicht anders wehren zu können als durch völlige Ablehnung des politischen Systems. Ihre Ablehnung geht so weit, dass sie bereit sind, ihr Leben zu gefährden, weil es ihnen unter den bestehenden Bedingungen als nicht mehr lebenswert erscheint. Mit dieser Geringschätzung ihres Lebens machen die Hungerstreikenden den Staat für ihr Weiterleben oder ihren Tod verantwortlich. Damit nehmen sie den Staat in die Pflicht, eine genügende Versorgung zu ermöglichen und das physische Überleben seiner Bürger zu garantieren. Dieser Verpflichtung kann der Staat aber nur durch Zwangsernährung, was als Potenzierung der ohnehin bestehenden Übermacht bewertet wird, oder durch Akzeptanz der Forderungen nachkommen – also durch Einlenken. Gibt er nicht nach und die Streikenden hungern sich zu Tode, dann reformulieren sie mit ihrem Tod ihre Kritik, bewahrheiten diese und werden bei ihren Anhängern zu Märtyrern. Ihr Hungertod ist der Beweis für die tatsächliche Ungerechtigkeit des Staates und die nochmalige Legitimierung ihres Hungerprotestes.⁸ Hungerstreikende üben Macht aus, und zwar paradoxerweise dadurch, dass sie sich selbst körperlich schwächen und ihre Widerstandskräfte reduzieren. Aus der Fähigkeit, sich selbst als Opfer darzustellen, wächst ihnen die Macht zu, staatliches Handeln zu erzwingen und die Reaktionsweisen mitzubestimmen. Obwohl Unterversorgung in sogenannten Wohlfahrtsstaaten praktisch nicht mehr vorkommt, ist Hungern noch immer ein probates Instrument, politische Auseinandersetzungen zu führen und die eigenen Vorstellungen von Gerechtigkeit öffentlich bekannt zu machen.

Die Utopie vom Schlaraffenland

Die Wunschvorstellungen vom „Guten Leben“ wurden in Europa seit dem ausgehenden Mittelalter über Jahrhunderte hinweg in der populären Utopie vom Schlaraffenland erzählt und besungen. Besonders beliebt war dieses Traumbild in den verknechteten, zu harter Arbeit gezwungenen Klassen, die nur wenig Genuss kannten. Das Schlaraffenland, in dem es ganz anders als in der realen Welt zugeht, repräsentierte ein Gegenbild zu der sich seit

⁸ Siehe die eindrucksvolle Darstellung des Hungerstreiks von Ellmann (1993).

der Neuzeit entwickelnden bürgerlichen Gesellschaft, speziell gegen jenes Bürgertum, dass Arbeitseifer, Mäßigung und Enthaltksamkeit propagierte. In der verkehrten Welt des Schlaraffenlands, dem Land des Überflusses und Wohlergehens, sollte deshalb vor allem derjenige, der nicht arbeitet, essen können, was sein Herz begehrt. Wer aber nicht aufhört zu arbeiten, also die bürgerlichen Arbeitstugenden nicht ablegt, der gefährdet sein Recht, an diesem Reichtum teilzuhaben.

Dieser Wunschtraum hat eine lange Vorgeschichte. Er ist „vermutlich so alt wie die Menschen“ (Richter 1989: 25). Dem Traum von vollkommener Glückseligkeit nachzuhängen, der in Kontrast zu den Leiden und Mühseligkeiten des alltäglichen Lebens steht, ist offenbar ein universales Phänomen. Beinahe alle Gesellschaften haben ähnliche Utopien von einem Schlaraffenland geschaffen. Welches Glück verspricht diese Phantasie? Im Schlaraffenland ist Versorgung mit Nahrung nicht mehr an die Notwendigkeit, arbeiten zu müssen, gekettet. Der biblische Fluch, „im Schweiß seines Angesichts sein tägliches Brot“ sich verdienen zu müssen, ist in diesem Arkadien aufgehoben. Insbesondere Faulenzer, Nichtsteuer und Müßiggänger sind willkommen. Hier darf, ja soll man faul sein, denn wer trotzdem fleißig ist, dem droht Auspeitschung. Im Schlaraffenland, wo Milch und Honig fließen, gibt es keine Mühsal und Plagerei, da die Nahrung der Natur nicht abgerungen werden muss. Sie deckt den Menschen den Tisch mit allen Leckereien und Schlemmereien, nach denen er sich sehnt.

Aber nicht nur ein neues Naturverhältnis, auch eine neue Ökonomie und eine gerechtere Gesellschaft, die nicht mehr in Reiche und Hungerleider geteilt ist, verspricht das Schlaraffenland. Alle sollen gleichermaßen an Überfluss und Wohlergehen teilhaben. Die gesellschaftliche Spaltung in Privilegierte und Benachteiligte existiert in diesem Wunderland nicht. Insofern kritisiert dieses Märchen die bestehende soziale Ungleichheit und Ungerechtigkeit. Aus diesem Grund war es zeitweise verboten, die Geschichte vom Schlaraffenland zu erzählen oder das gleichnamige Lied zu singen. Das Schlaraffenland war mehr als ein Fabelland, denn seine Forderung nach sozialer Gleichheit richtete sich an die reale Welt. Für seine Erzähler und Sänger bedeutete es deshalb mehr als das Nirgendwo einer Utopie.

Wie sieht die soziale Gleichheit unter den Schlaraffen aus? Sie schlemmen nicht nur, was der Speisezettel der ländlichen und städtischen Unterschichten an Festtagen bietet, sie genießen darüber hinaus die kulinarischen Herrlichkeiten der aristokratischen Küche. Im Schlaraffenland gibt es alle Speisen: die, die sonst nur auf den Tischen der Reichen stehen, und jene, die den Esswünschen der Armen entsprechen. Alle Speisen sind in unbegrenzter Menge für alle gleichermaßen vorhanden. „Alle haben vom Besten. Die kulinarischen Privilegien der feinen Leute sind abgeschafft.“ (Richter 1989: 35) Damit hebt es Ungleichheiten aus, weil die kulturelle Repräsentation sozialer Unterschiede, also: dass die Konsumwünsche einer bestimmten so-

zialen Position entsprechen, nicht mehr wirksam ist. Alle Speisen sind gleichwertig; die kulinarische Stufenleiter ist abgeschafft.

In einem Land, wo einem die gebratenen Tauben in den Mund fliegen, sind soziale Ungleichheiten eingeebnet und ist sozialer Ausgleich hergestellt. Während der verlorene Garten Eden, das religiöse Paradies, im Leben unerreichbar bleibt und auf jenseitige Gerechtigkeit vertröstet wird, offenbart das Schlaraffenland eine irdische Lokalität: Es liegt hinter einem Berg, wer hinein will, kann sich durchbeißen. Wer auf dieses Wunderland vertraut, muss nicht geduldig auf das Paradies warten, er kann Gleichheit und Gerechtigkeit sogleich erleben.

Essen umfasst mehr als die menschliche Reaktion auf ein physisches Bedürfnis. Dies zeigen die vier skizzierten Aspekte für jeweils unterschiedliche gesellschaftliche Ebenen: für die der Bevölkerung, dargestellt am Beispiel von Nahrungsspielraum und Bevölkerungswachstum, der Sozialität, exemplarisch dafür die Prozesse sozialer Differenzierung, der Politik, illustriert am Beispiel der Forderung nach Gerechtigkeit, und der Sinnstrukturen und Ideen, ausgeführt anhand einer Sozialutopie. Aus dieser umfassenden Bedeutung zog Claude Lévi-Strauss den Schluss, dass in der Nahrung die Gesamtheit der gesellschaftlichen Strukturen auf unbewusste Weise ausgedrückt wird (vgl. Lévi-Strauss 1964: 29). Dies gilt mutmaßlich nur für gering differenzierte und wenig komplexe Gesellschaften, in denen Nahrung – ihre Beschaffung wie ihr Konsum – ein zentrales Lebensgebiet repräsentiert. Für die stark differenzierten und hochkomplexen Gegenwartsgesellschaften, in denen die Nahrung scheinbar nicht mehr das Erste ist, um das sich Menschen zu kümmern haben, in denen die Ausgaben für Lebensmittel prozentual geringer sind als für andere Lebensbereiche wie Wohnung, Freizeit oder Versicherungen, hat das Essen seine zentrale Stellung eingebüßt.

Trotzdem handelt es sich noch immer um ein „soziales Totalphänomen“ (Marcel Mauss), weil sich alle dominanten sozialen Prozesse und Verhältnisse auf das Essen auswirken und sich in der Art, wie gegessen wird, ausdrücken. Die vier skizzierten Aspekte sind deshalb – auch dort, wo nicht mehr Knappheit und Mangel herrschen – noch immer von großem Belang. Vor allem aber demonstrieren sie, dass selbst in allergrößter Not, wenn sich das vermeintlich rein physische Nahrungsbedürfnis in den Vordergrund schiebt, Essen immer sozial und kulturell gestaltet ist. Theoretische Hypothesen, die sich am Modell der Grundbedürfnisbefriedigung von Abraham Harold Maslow orientieren, verkennen dies. Bekanntlich hat Maslow die menschlichen Bedürfnisse in einer Pyramide anordnet. Die „niedrigsten Bedürfnisse“ wie Ernährung, Schlafen, Kleidung bilden den Sockel und „höhere Bedürfnisse“, insbesondere kulturelle, moralische und ethische, die Spitze. Erst wenn die „niedrigsten Bedürfnisse“ befriedigt sind – so die Grundaussage der Maslow'schen Pyramide –, entstehen die höheren Bedürfnisse. Für das Essen hieße dies, dass es in Mangel- und Notzeiten nur physischen Notwendigkeiten folgt, aber keinerlei kulturelle oder soziale

Qualitäten besitzt. Diese Annahme basiert auf einem schlichten anthropologischen Konzept, das einen Übergang des Menschen von einem Natur- zu einem Kulturwesen unterstellt – entsprechend einen klaren Schnitt vom Naturthema Ernährung zum Kulturthema Essen behauptet. Ähnlich formuliert es Bertolt Brecht in dem berühmten und provokanten Satz: „Erst kommt das Fressen, dann die Moral“. Dass dies nicht stimmt, sondern dass gerade das Essen von Anbeginn des Menschseins an moralisch reglementiert ist, beweisen beispielsweise die Distributionsregeln bei der Mahlzeit, die als Ursprung der menschlichen Zivilisation überhaupt gelten (vgl. Eder 1988).

Das Modell von Maslow wie der zur Redensart gewordene Satz von Brecht oder der eingangs zitierte Leitsatz von Feuerbach berufen sich auf einen Common Sense darüber, welchen Stellenwert die natürlichen und die kulturellen und sozialen Anteile beim Essen besitzen: Die ersten sind von grundlegender Bedeutung, den zweiten sind dagegen nur verzierende Eigenschaften zu eigen. Dieser Common Sense findet sich strukturell ähnlich in den wissenschaftlichen Disziplinen, die sich mit dem Essen befassen, wieder. Die Natur- und Technikwissenschaften, insbesondere die biomedizinischen Forschungen, dominieren die Wissenschaft von der Ernährung. Im Wesentlichen existieren drei Disziplinen, die sich wissenschaftlich mit der Ernährung befassen: Ernährungswissenschaft, Lebensmittelchemie und -technologie und Lebensmitteltechnik. Die Ernährungswissenschaft untersucht die internen körperlichen Prozesse und beantwortet hauptsächlich die beiden Fragen, was der Körper notwendig zu seiner metabolischen Reproduktion braucht und wie viel Nahrungsenergie und -inhaltsstoffe ihm zuzuführen sind. Lebensmittelchemie und -technologie erforschen die funktionellen Eigenschaften der Lebensmittelinhaltsstoffe und deren Reaktionen untereinander bei der Lebensmittelverarbeitung. Die Lebensmitteltechnik gehört zu den Ingenieurwissenschaften. Ihre Aufgabe ist es, die Technik für die industrielle Lebensmittelverarbeitung zu liefern. Diese drei eigenständigen Wissenschaften untersuchen aus ihrer Sicht umfassend das Gesamtphänomen der Ernährung. Die kulturellen und sozialen Anteile des Essens betrachten sie nicht, weil diese nach ihrem Forschungsverständnis keine Eigenbedeutung besitzen, da sie nur Ableitungen des physischen Grundbedürfnisses darstellen.

Die kulturellen und sozialen Qualitäten werden im Vergleich zu den physischen und technischen Aspekten kaum beforscht; es existiert auch keine eigenständige wissenschaftliche Disziplin, deren Forschungsgegenstand das Kultur- und Sozialthema Essen ist. Vielmehr werden diese als spezielle Aspekte in den verschiedenen Kultur- und Sozialwissenschaften behandelt und bilden dort bestenfalls ein etabliertes Randthema. So ist es nur in wenigen Kultur- und Sozialwissenschaften gelungen, das Kultur- und Sozialthema Essen als eigenständiges Forschungsgebiet aufzubauen. Die Ernährungsgeschichte repräsentiert erst seit einigen Jahren einen anerkannten Forschungsgegenstand innerhalb der Geschichtswissenschaft.

Die Psychologie des Essens wurde als eine Spezialisierung der Psychologie aufgebaut, und in der Ethnologie und der Kulturanthropologie ist das Kulturthema Essen zu einem respektablen Forschungsgebiet entwickelt worden. In den meisten anderen Sozial- und Kulturwissenschaften repräsentiert es allerdings noch immer ein Vertiefungsthema ohne eigene Forschungsprogrammatik. Dies gilt auch und insbesondere für die Soziologie. Allerdings haben sich aus der Not der Marginalisierung in den verschiedenen Kultur- und Sozialwissenschaften viele multi- und interdisziplinäre Forschungszusammenhänge entwickelt. So versammeln die meisten Tagungen oder Publikationen Wissenschaftler unterschiedlichster disziplinärer Herkunft, so dass bezüglich der Interdisziplinarität das Kultur- und Sozialthema Essen vorbildlich bearbeitet wird. Allerdings hat dies – zumindest in Deutschland – nirgendwo die institutionelle Etablierung begünstigt: In keiner sozial- oder kulturwissenschaftlichen Disziplin wurde bislang eine Professur mit der Denomination „... des Essens“ eingerichtet.

Obwohl in den letzten Jahren viele Studien erschienen sind, die sich mit den sozialen Aspekten der Essens befassen, einige sogar die „Soziologie des Essens“ im Titel führen,⁹ ist es nicht gelungen, diese als spezielle Soziologie zu etablieren, meist wird sie in die Kultur- oder Konsumsoziologie eingruppiert. Der wichtigste Grund dafür ist, dass die Eigenbedeutung einer Soziologie des Essens undeutlich geblieben ist. Mit anderen Worten: Die Spezifität wurde nicht klar herausgearbeitet. Das vorliegende Buch will dieses Defizit beheben, in dem es eine Grundlegung der Soziologie des Essens vornimmt. In welcher Weise und mit welcher Absicht erläutert das Vorwort von dieser Auflage.

9 Für Deutschland insbesondere die Bücher von Monika Setzwein (2004), für Frankreich die „Sociologie de l'alimentation“ (Régnier et al. 2006), für England beispielsweise Beardsworth/Keil, „Sociology on the Menu: An Invitation to the Study of Food and Society“ (1997), für die US-amerikanische Literatur geben Mintz/du Bois (2002) einen guten Überblick.